

Drei Klassiker der Mundartliteratur

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizerdeutsch : Vierteljahresdruck des Vereins
Schweizerdeutsch**

Band (Jahr): - **(1986)**

Heft 3

PDF erstellt am: **04.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizerdeutsch

Vierteljahrsdruck des Bundes Schwyzertütsch 1986/III

Drei Klassiker der Mundartliteratur

Der Basler Blasius

Vor gut anderthalb Jahren haben wir an dieser Stelle das letzte Gedichtbändchen des Basler Stadtpoeten *Blasius*, «Haimlifaiss», angezeigt. Inzwischen ist vor kurzem der Autor, mit bürgerlichem Namen *Felix Burckhardt*, 80 Jahre alt geworden und hat, anstatt selber beschenkt zu werden, uns einen Sammelband auf den Geburtstagstisch gelegt – eine sorgfältig getroffene Auswahl aus den seit 1949 erschienenen Werken, insgesamt fast 180 Stücke, davon gut zwei Drittel in Mundart, das Ganze nicht chronologisch, sondern nach Themenkreisen geordnet. Diese sind überschrieben mit «Baasel», «Der Baasler», «Baasler Feschtdääg», «Bi mir deheim», «Underwäggs». Hier finden sich die Perlen sowohl lyrischer als auch satirischer Art, wie denn Blasius im Geleitwort des Verlags als «lyrischer Satiriker» charakterisiert wird. Der Band enthält ferner Gedichte zu politischen, kulturellen, akademischen Gelegenheiten, ausserdem hervorragend gedrechselte Schüttelreime («Us em Schittelbächer»), sodann besonders prägnante Partien aus «Faasnachtszedeln» und schliesslich einen gewichtigen Abschnitt aus dem Versepos «Der Till vo Basel».

Blasius greift mit seinen Versen zwar keineswegs nach den Ster-

nen; die Motive sind dem Umkreis entnommen, den auch wir täglich erleben: städtisches Leben, Verkehr, Reisen, häusliche Welt, Alltag, Charakterköpfe – aber er versteht es, solche Motive mit den Augen des Künstlers zu sehen und sie mit dem Mittel der Sprache in ein besonderes Licht zu rücken, sie gleichsam zu verzaubern. Mittel der Sprache – das heisst bei Blasius ein untadeliges und gleichwohl unmanieristisches Stadtbasler Idiom, rhythmisch-melodische Versführung, Eleganz der Formulierung und virtuose Beherrschung der Endreimmöglichkeiten.

Seinem Sohn gibt er auf den ersten Gang zur Schule die schönen, von innen herausdrängenden Gedanken mit:

«So nimm der Schuelsagg uff der Ruge
und fang gidrooscht s nei Lääben aa,
lueg feschtd graaduus, due di nit bugge
und wiird, will s Gott, e rächte Maa!»

Neben solcher Herzenswärme kommt auch die leichte Muse zu Wort, so etwa in einer Reihe von der Stadt Zürich zugedachten Poemen. In einer duftigen Impression von der Bahnhofstrasse heisst es u. a.:

«E soone Stadt het Blatz fir jeede,
das meerggsch, wenn de dur d Mängi
schrytsch.
Franzose, Yankees, Schwoobe,
Schweede...
de heersch fascht alli Sprooche reede,
s kaa syy sogaar au Ziiridytsch.»

Aus diesen beiden Proben ersieht man übrigens auch, dass sich der Autor erfreulicherweise die Diethsche Schreibweise praktisch ganz zu eigen gemacht hat, was der Lesbarkeit enorm zusetzen kommt.

Zum Schluss noch eine bezeichnende Eigenheit: Als eines der häufigsten Adverbien und Adjektive braucht Blasius das Wort «vergniegt». Und in der Tat, die Lektüre des ganzen Bandes versetzt den Leser in eine vergnügte Grundstimmung. *Rudolf Suter*

Albert Bächtold Leben und Werk

Die jetzt vorliegende Biographie des Schaffhauser Mundartdichters *Albert Bächtold* (1891–1981), verfasst von Kurt Bächtold (kein Verwandter), ist ein enorm informationsreiches, aus gründlichster Kenntnis glänzend geschriebenes Buch, das für das Verständnis von Bächtolds Schaffen nicht mehr wegzudenken ist. Ein abenteuerlicher Lebenslauf: der Junglehrer zieht nach Russland (1913–1918), erlebt die Revolution mit, verliert seinen Besitz, reist 1919 nach Amerika, wandelt sich als europäischer Generalvertreter für Projektionsapparate zum steinreichen Geschäftsmann der Golden Twenties, verliert nach dem Börsenkrach 1929 schliesslich wieder alles, und

nach dem bekannten Leseabend bei R.J. Humm (24. Sept. 1937) findet er seine endgültige Bestimmung als Mundartschriftsteller. 1939 erscheint sein erster Roman «De Tischelfink», ein Dutzend Titel werden folgen. Die weiten Zusammenhänge mit den eigenen Lebenserfahrungen, für die Bücher dichterisch umgeformt, werden genau herausgearbeitet (Bächtold pflegte bei Fragen nach Dichtung und Wahrheit zu sagen: «S isch genau so gsii, no ganz anderscht.»), vor allem die 171 im Nachlass erhaltenen «blauen Buechli», spezielle Notizblöcke, wo Bächtold tagebuchartig Gedanken und Ereignisse festhielt, sind Schlüsselquellen. Das Buch beschönigt nicht Bächtolds Schrullen und Kauzigkeiten (Stichwort: Honorar!), aber gerade weil auf eine Glorifizierung verzichtet wird, entsteht ein warmes, liebenswürdiges Menschenbild eines wirklich begabten Künstlers. Besonders nachhaltig wirken die Ausführungen über die «Begabung» durch Eltern und Heimat, das Kapitel «der Kämpfer für die Mundart» und auch die abschliessenden, menschlich tiefsten Betrachtungen (Frauen und Freunde, Der Mensch mit seinem Widerspruch, Zwischen Kirche und Religion, Visionen am Lebensende). Zahlreiche wertvolle Illustrationen laden zu nachdenklichem Betrachten ein und empfehlen auch einen Besuch des Albert-Bächtold-Zimmers im Wilchinger Heimatmuseum.

Jürg Bleiker

Blasius, Der Baasler und sy Wält. Gsammedi Gidicht und Väars us 50 Jahr. Mit Zeichnige vo der Irène Zurkinden. 256 Seiten, gebunden. Friedrich Reinhardt Verlag, Basel 1986. Fr. 29.80.

Kurt Bächtold, Albert Bächtold, 1891–1981, Mundartschriftsteller. 233 S. Verlag Peter Meili, Schaffhausen 1986. Fr. 38.–

Georg Thürer, «Froh und Fry», Schweizerdeutsche Gedichte in Glarner Mundart, 191 S. Morstadt Verlag Kehl Strassburg Basel, 1985. Fr. 24.80.

Georg Thürer eine Anthologie

Fryheit

Ja, Fryheit!
Isch gly gseit.
Vu Zwang witt fry
Uf immer sy.
Nu frag au das:
Bisch fry – für was?
Der Nábema
Soll z läbe ha,
Und jedi Frau
Hät ds Rächt druuf au.
Gäll, mitenand
Im frye Land!

E Frag underwägs

Chasch wandre oder stillestuu –
Du muesch em Grab entgägegüu

So gwüss isch nüüt im Äärderund
Wie das, as jede undrechunt.

Bisch bättelarm, bisch sünderych –
Bim Heigüu simmer alli glych.

Verby sind Hunger, Fäscht und
Glüsch.
Jetz säg: bisch innedure grüsch?

«Froh und Fry» ist ein treffend gewählter Titel für den Sammelband glarnerischer Gedichte von Georg Thürer. Bekanntes und Neues aus fünf Jahrzehnten ist nach Themenkreisen gegliedert: *Woort und Wält, Jaareszyte, Liebi, Leid und Tod, Ballade und Sage, Bsinnig, Hie und ännedra*. Durchgehend findet sich prägende Wortkraft, Schaffensfreude und menschliche Behutsamkeit, Schwung der Form und des Geistes eines gläubigen und heimatverbundenen Menschen. Das in der Reihe «Neue alemannische Mundartdichtung» herausgegebene Buch eröffnet die «Serie Schweiz» und ist begleitet von einer Einführung von Paul Zinsli, einem sprachlich-biographischen Anhang von Raymond Matzen und Rudolf Trüb sowie von Zeichnungen von Hans Tomamichel.

Jürg Bleiker

Marti oder Dieth?

(Vgl. auch die zahlreichen Bemerkungen zur Mundartschreibung in dieser Nummer!)

Von *Werner Marti* haben wir eine Entgegnung auf unseren Artikel «Die inneren Widersprüche der Marti-Schrift» in Heft IV 1985 erhalten. Wir würden ihn gerne in extenso abdrucken, aber die engen Platzverhältnisse in unserer nur vierteljährlich erscheinenden Zeitschrift stehen dem leider entgegen. Auch möchten wir eine Duplik vermeiden, da die Diskussion auf die Länge unfruchtbar würde. Grundsätzlich geht es um zweimal zwei gegensätzliche Anschauungen: 1. Ist das Schweizerdeutsche eine Sprache sui generis mit Anspruch auf eine eigenständige Orthographie oder ist es nur ein Ableger des Standarddeutschen? 2. Zählt nur die Leserfreundlichkeit, oder hat die Schreibung auch der Mundartpflege zu dienen? Für beide Optionen gibt es Argumente. Marti schreibt: «Die Leute des Bundes Schwyzertütsch gehen von grundsätzlich anderen Auffassungen, was Lesen sei, aus. Für sie kommt dem Herstellen der Laut-Vorstellung Priorität zu... Damit erzwingen sie eine so starke Verlangsamung des Lesevorgangs, dass eine Informationsentnahme massiv erschwert ist.» Die Beobachtung, dass wir Wortbilder und nicht Buchstaben lesen, spreche für «eine Anlehnung an die schriftdeutsche Schreibnorm». Wir fassen zusammen: Zumutbarkeit an den Leser und Mundarttreue stehen einander gegenüber. Ein Kompromiss ist in der Theorie undenkbar; in der Praxis kann man aber feststellen, dass es sowohl bei Dieth wie bei Marti Konzessionen an den entgegengesetzten Standpunkt gibt. Arthur Baur